

(Nachdruck verboten.)

29]

Die flucht.

Von R. Wagrnowski.

Wenn Muzja trotzdem kam, wurde er empfangen wie ein König.

„Die Stadt ist halb tot vor Sehnsucht. Die Niedergeschlagenheit wird immer drohender. Nicht mal Karten wird mehr gespielt,“ schwatzte der Franzose, indem er sich eilig über Thee und Butterbrot hermachte. „Die Einwohner können den Schnapstransport kaum noch erwarten. Er ist irgendwo inmitten der Seen stecken geblieben und wird vom Glatteis festgehalten. Er ist noch gar nicht zu sehen. Das ist auch unmöglich, denn es ist kein Schnee da, und die unbeschlagenen Pferde gleiten auf dem Eise aus. Warlaam Warlaamowitsch ist ganz mager geworden und der Doktor ist der Verzweiflung nahe. Er schiebt der Polizei die Schuld in die Schuhe und hat mich zu Ihnen geschickt, Krassuski, Sie möchten ihm seine Spieldose zurechtmachen. Sie ist noch ganz gut im Stande und soll so was wie die Marjeilaise spielen, aber an den Mädchen fehlen ein paar Zähne und die Feder springt immer wieder. Er hat mich also gebeten, ich möchte ihm die Feder von der Marjeilaise zurechtmachen, weil ich doch Franzose bin; ich würde es wohl fertig bringen, aber ich will einem Genossen doch nicht Konkurrenz machen.“

„Muzja, Dein goldnes Herz ist weit und breit bekannt. Aber was giebt's weiter Neues in der Welt?“

Muzja lächelte und fuhr fort, ohne jemand anzusehen:

„Denn sehen Sie, Sie lassen mich nicht ausreden! Aber wenn ein Mensch dem andern heisst, dann haben's die Grundsätze gut. Ich bin von Haus aus ein guter Kerl und meine es gut mit allen, was mir helfen kann, und ich hab' schon oft sagen hören, die Sympathie führe zur „Kongruenz“ des Socialismus — Ha!“

„Wundervoll! Du bist weise, Muzja; aber was giebt's Neues in der Welt?“

„Nichts. Ich hab' Euch schon erzählt, daß kein Schnaps da ist, daß Glatteis die Seen bedeckt, daß sogar wenig Karten gespielt wird. Aber Tscherewin hat Pech gehabt: der Adjuant hat ihm viel abgenommen. Sie haben bis an den hellen Morgen beim Tsprawnik gespielt, erst „Wint“ und dann „Meine Tante, Deine Tante“.

„Und außerdem?“

Muzja dachte einen Augenblick nach.

„'s ist doch wunderbar. Ich bin überall gewesen und kann jetzt nichts erzählen. Ach, richtig, der Pope redet mir zu, ich solle griechisch-katholisch werden.“

„Wie?“

„Na ja . . . Er sagt ganz richtig, das sei die einzige Möglichkeit, von hier fortzukommen. Denn als Bettelmönch zum Beispiel wandere ich von einem Bauer zum andern. Und das Geld kann ich ihnen abschieden, wenn ich erst im Auslande auf festen Füßen stehe. . . .“

Die Freunde sahen einander an.

„Auf jeden Fall möcht' ich Dir raten, Muzja, Dir die Geschichte noch reiflich zu überlegen.“

„Was ist da noch viel zu überlegen? Jetzt ist's Winter, dann kommt der Frühling. Warum soll ich noch länger warten? Einen andren Ausweg seh ich nicht. Die Kutte schick' ich ihnen auch zurück, also find' ich nichts Unmoralisches dabei.“

„Davon ist nicht die Rede, aber in der Kutte lassen sie Dich nicht fort von hier.“

„Oh, das wollen wir doch sehn!“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm Abschied von ihnen und ging.

„Der ist auch so weit!“ sagte Niehorski. „Er wird uns noch einen diden Strich durch die Rechnung machen. Ach, das Geld, das verfluchte Geld!“

„Und wenn es nicht kommt, was dann?“

„Sa, weiß ich's? Dann nimmst Du das Pferd und machst Dich aus dem Staube. Du bist der gewandteste. Uebrigens ist das auch Frau Arkanoffs Wunsch.“

„Aber geh ich nicht, ich will lieber mit Euch zusammen fort. Weißt Du, was wir dann thun? Dann überfallen wir

die Polizei, nehmen den Tsprawnik gefangen, bemächtigen uns der Kasse, der Postpferde. Ich bin zu allem bereit. Ich hab's satt!“

„Oh, das ist uns nichts Neues! Das wäre so recht in Deinem Stil. Aber wir dürfen uns von den Feinden nicht einzig und allein zur Verzweiflung bringen lassen. Der Plan muß auch Aussicht auf Erfolg haben und darf nicht der reine Wahnsinn sein!“ meinte Niehorski.

Wieder verging Tag um Tag. Die Schneeschicht wurde immer tiefer. Der Schnapstransport war endlich da und die Bürger von Dschurdschnj hatten ihm einen feierlichen Empfang bereitet. Samuel, der zufälligerweise Zeuge dieses Ereignisses gewesen war, erzählte den Hergang abends bei Arkanoffs folgendermaßen:

„Auf den Straßen herrschte reges Leben; überall drängten sich Menschen zusammen. Selbst der Doktor stand malerisch in seinen Pelz gehüllt vor dem Hause, und neben ihm erblickte ich den unentbehrlichen Feldscher Tjadain und seine Lieben, Herrn Kosloff in eigener Person. Der Schullehrer und Denisjoff jagten im Schlitten vorüber. Alles sah nach einer Seite hin, alles strebte derselben Richtung zu. Viele waren vor lauter Neugierde aufs Dach geklettert. Plötzlich hör' ich rufen: „Kelle! Kelle! — er kommt! Wer kommt? frag' ich den vorübereilenden Bissarion. „Er — unser Täubchen! . . . Gott sei Lob und Dank! Endlich ist er da!“ Er schlägt thranenden Auges das Kreuz. Dann rennt er den andren nach. Neugierig beschleunige auch ich meine Schritte und habe bald ein herrliches Schauspiel vor mir. Ein dicker, vierschrotiger Jakut im faltenreichen Balachon, die Bärenmütze auf dem Kopfe, reitet stolz daher. Die eine Hand hat er in die Seite gestemmt, in der andern schwingt er die Nahajta und sieht die Menschen von oben herab an und lacht über sein ganzes Pausbadengesicht, daß die kleinen Neuglein gar nicht mehr zu sehen sind. Hinter ihm kommt eine lange Reihe von Pferden daher, die einzeln an eine Leine gebunden sind. Zu beiden Seiten des Sattels hat jedes der Pferde zwei flache fellüberzogene Fächchen hängen. Die Einwohner laufen in dichtem Gedränge nebenher, zeigen einander die Fächchen, und als die Karawane einen Augenblick hält, drängt sich ein Alter weinend durch die Menge, schlingt die Arme um eins der Fächchen und bedeckt es mit zärtlichen Küssen . . .“

„Ekelhaft!“ entfuhr es Arkanoff.

„Weshalb? Weil sie die Macht vergöttern, die ihnen Vergessenheit bringt? Kommt es doch oft vor, daß wir unsre Feiniger lieben, und niemand wundert sich darüber.“

Eugenie biß sich in die Lippen.

„Das ist die reine Vertierung, bodenlose Unsittlichkeit! So etwas kann nur in Dschurdschnj passieren!“ wiederholte Arkanoff.

„Was ist denn eigentlich Vertierung? Doch nichts andres als ein gedankenloses Dahinleben, oder richtiger ein Leben, das keinen andren Inhalt hat, als gut essen, gut trinken und seinem kleinlichen Ehrgeiz zu frönen. Ist's möglich, seine Menschenwürde hier zu bewahren, hier, in diesem Winkel, dessen ganze Einwohnerschaft aus Polizisten oder ihren Handlangern besteht, an einem Ort, der nichts als ein toter Auswuchs, ein Geschwür ist, dem die rings in den Wäldern verstreuten Eingeborenen die Lebensäfte zuführen müssen. Jeder Einwohner von Dschurdschnj muß fühlen, daß er ein Parasit ist, ein Ausbeuter, und will er sich's auch nicht eingestehen, so frißt ihm der Wurm doch am Herzen. Ich wundere mich gar nicht, daß sie trinken. Ich würde es auch thun, wenn ich den Mut dazu hätte.“

„Nun, dann fassen Sie doch mal Mut,“ scherzte Arkanoff.

„Bah, wenn ich früher dahinter gekommen wäre, hätt' ich's vielleicht so weit gebracht, aber jetzt darf ich's nicht mehr wagen. Ich hab' einen Engel, der neben mir steht,“ seufzte Samuel, was soll mir . . .“

Arkanoff sah ihn forschend und ein wenig erschreckt an. Eugenie errödete und wollte sich erheben. Samuel vollendete seinen Satz absichtlich nicht und verfolgte beide mit lachenden Augen.

„Was soll mir der Schnaps, wenn meine Muse mich umschwebt,“ sagte er endlich ruhig.

Arkanoff atmete auf. Samuel erlaubte sich dem Ehepaar gegenüber oft ähnliche Redereien. Eugenie war darüber

empört; nach solchen Ausfällen that sie gewöhnlich eine Zeitlang als sähe sie ihn nicht und sprach kein Wort mit ihm. Aber er war der einzige, der sie regelmäßig besuchte und der nicht nur sprach, sondern sich auch aufs Zuhören verstand. Dies war eine Eigenschaft, die Arkanoff sehr hoch schätzte, und in kleinen Dingen war seine Frau immer bereit, sich nach den Gefühlen und Liebhabereien ihres Gatten zu richten.

Die kalten, grauen Wintertage, die so schläfrig und öde waren, wurden immer kürzer. Kaum waren die blassen, schwächlichen Sonnenstrahlen aufgelaucht, und schon blühte die Nacht wieder hinter den Bergen hervor und eilte düster und riesengroß auf das Abendrot zu, wie ein sagenhafter Vogel Greif, dessen Fittiche sich weit jenseits des Horizonts verloren. Nebelige Dünste hüllten die Erde ein, und frostiges Krachen rollte darüber hin; am dunklen, niedrigen Himmel flimmerten Myriaden von nie verlöschenden Sternen. Ab und zu nur wurde ihr Glanz von den grellen Streifen des Nordlichts gedämpft, die plötzlich auftauchend wandelbar und unstät in wunderlichem Leuchten über den Schnee huschten und die Herzen der Menschen angstvoll schlagen ließen.

„Der Winter ist im Anzuge!“ sagte Niehorsti und kauerte sich auf seiner Bank zusammen. Ein Laqlicht erhellte die Turte notdürftig. Alexandroff schien zu schlafen, Krassuski ging im Zimmer auf und ab.

„Schon zweimal ist die Post dagewesen, und wir haben weder Brief noch Geld. Vielleicht ist es bei Las, und der hinterlistige Sakut verheimelt es! Ich muß wieder schreiben. Es ist zum Verzweifeln, wenn ich dran denke, daß wir ganze sechs Monate auf Antwort warten müssen. Jetzt sind wir im Oktober — also frühestens im März . . . Aber auch dann ist's noch nicht zu spät zur Flucht. Leider ist nur nichts von einer Gelegenheit zu hören. Weißt Du nicht, wann der Kommiss von Warlaam Warlaamowitsch wieder nach Jakutsk fährt? Oder reist Las früher? Du bist abföndlich mit Deinem Herumwandern! Komm und sehe Dich einen Augenblick.“

„Ich will meine Illusionen retten! Ich bin auf der Flucht vor Enttäuschungen,“ lächelte Krassuski. „So den ganzen Tag daliegen wie Du und die Nase ins Buch stecken, ist auch nicht amüßant . . . Na, ich sitze schon. Was ist also los?“

„Benigstens seh ich nichts von der Welt. Auch meine Illusionen verblasen immer mehr. Wir müßten denn gerade Arkanoffs bitten. Sie haben wieder einige hundert Rubel bekommen und könnten uns was . . . borgen!“

Er sah den Kameraden von der Seite an; dieser machte ein finsternes Gesicht.

„Ich würde meinen Plan vorziehen.“

„Der kann nicht gelingen. Er ist zu lärmend. Die Verfolgung würde zu energisch sein. Und auch hier, an Ort und Stelle, müßten wir einige Mordthaten auf unser Gewissen laden. . . . Wenn's auch im Kampfe geschähe, so bebt die Seele doch davor zurück. Der Grund wäre zu nichtig, zu persönlich. Wir müßten die Schildwache hinterlistig umbringen — einen einfachen Soldaten, der ganz unschuldig ist! Nein, das ist zu furchtbar!“

„Warum sollten wir sie schonen? Gaben sie etwa nicht genug von unserem Blute vergossen?“

„Das hab' ich schon oft gehört, aber überzeugt bin ich nicht. Meinem Gefühl nach sind das eben nicht dieselben Menschen. Alexandroff, Arkanoff und Du, ihr habt ganz absonderliche Köpfe. Der Einzelne, das Individuum, verschwindet in Euren Urteilen ganz und gar, und der Typus tritt in den Vordergrund.“

„Oh nein! Meiner Ansicht nach sind das auch nicht dieselben Menschen, aber solche, deren Existenz das Dasein jener ermöglicht,“ erklang Alexandroffs Stimme aus der Dunkelheit. Sie sprachen polnisch, aber Alexandroff hatte schon soviel von ihnen gelernt, daß er fast jedes Wort in dieser Sprache verstand. Trotzdem setzten sie die Unterhaltung russisch fort.

„Nur der Einzelne, und nur dieser allein ist für alles verantwortlich, und alles hängt einzig und allein vom Individuum ab. Wie der Einzelne ist, so ist auch die Gesellschaft. Wer schweigend zusieht, wie Verbrechen begangen werden, ist ein Mitschuldiger. Seine Pflicht ist fortzugehen oder ihnen entgegenzuarbeiten.“

„Ich will ja gehen, aber sie lassen mich nicht fort!“ scherzte Niehorsti. „Ich glaube kaum, daß man sich auf Erden irgendwo vor einer solchen Verantwortlichkeit verstecken könnte. . . . Still, es kommt jemand!“

Im Flur hörte man Schritte, und die Thür schlug zu.

„Eine außerordentliche Neuigkeit! Ich komme vom Isprawnik. Gleich, gleich — ich muß mir ablegen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt. Pfui! dies Schneegestöber!“ rief

Samuel an der Schwelle. Sie sprangen auf und nahmen ihm den über und über mit Schnee bedeckten, hartgefrorenen Pelz ab.

„Eben ist ein Bote vom Meeresufer gekommen, der dortige Wachtmeister hat ihn geschickt. Er hat einen Rapport mitgebracht und einen Zettel in englischer Sprache. Die Depeche ist an den amerikanischen Votschifter adressiert. Sie scheint mir keinen rechten Sinn zu haben; ich konnte mir einige Ausdrücke nicht zusammenreimen und habe sie mitgenommen — vielleicht können Arkanoffs mir helfen. Auf dem Wege dahin bin ich bei Euch eingetreten. Kommt, wir wollen alle zu ihnen.“

„Und der Rapport?“

„Den hab' ich nicht. Der Wachtmeister meldet, viele Ausländer seien dort gelandet, und aus diesem Grunde schwagt er allerhand dummes Zeug zusammen.“

Die Verbannten kleideten sich schnell an. Die einen gingen Pietroff holen, die andren Woronin. Tscherewin fanden sie schon bei Arkanoffs vor.

„Wo ist der Zettel?“ fragte Eugenie neugierig.

Samuel zog das Papier vorsichtig aus einer Seitentasche.

„Das muß chiffriert sein! So hat es gar keinen Sinn.“

„Lieber . . . John, wenn Du diese Depeche erhältst, so wisse . . . daß der Gegenstand . . . der im Koffer verpackt . . . war . . . in Empfang genommen ist . . .“ und hier ist ein Wort — ein Name, glaube ich, — das ich nicht verstehe,“ las Frau Arkanoff vor.

„Das versteh ich eben auch nicht.“

„Es ist zweifellos chiffriert; aber was für Leute können das sein? Wir müßten den Rapport haben. Vielleicht finden wir dort etwas, was uns irgend einen Anhalt geben kann.“

„Ja, den Rapport müssen wir durchaus haben. Samuel, geh, hol' ihn vom Isprawnik. Sag', ohne den Rapport könnten wir nichts verstehen.“

„Ich fürchte, er wird ihn nicht hergeben wollen. Die ganze Geschichte hat ihm einen heillosen Schrecken eingejagt, und er argwöhnt etwas.“

„Sag' ihm dann, er würde nichts übersezt bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mode.

1.

Personen: Die Dame, klein und dick. Der Herr Gemahl. Die Schwägerin. Zwei Verkäuferinnen.

Ort der Handlung: Ein Modesalon. Zeit: Herbst 1903.

Die Dame (sieht vor dem Spiegel in einem langhin schleppenden Promenadentostium und betrachtet sich von allen Seiten; sehr entzückt): „Ich nehme das Kleid. Es sieht mir brillant.“

Die Schwägerin: „Brillant, brillant!“

Die Verkäuferinnen (einstimmig): „Gnädige Frau sieht prachtvoll aus, gnädige Frau darf gar nichts andres tragen!“

Der Herr Gemahl: „Bis auf die Schleppe!“

Die Damen (unisono): „Die Schleppe?“

Der Herr Gemahl: „Die Schleppe muß ab!“

Die Damen (unisono): „Die Schleppe — ab?“

Die Dame (voll Entrüstung): „Ich soll mit einem kurzen Rod gehen — wie eine Springerin? Mit einem Hopfparod?“

Der Herr Gemahl: „Das brauchst Du ja gar nicht. Trag' ihn vernünftig lang, nur nicht mit Schleppe!“

Die Damen (empört): „Nur nicht mit Schleppe!“

Alle durcheinander: „Die Schleppe giebt doch erst Figur.“ „Ich bitte Sie, mein Herr, — die Schleppe?“ „Was ist ein Frauenkleid denn ohne Schleppe?“

Die Dame (alle überföhrend, im Tone der Verachtung, als wagte sie den Gedanken gar nicht auszusprechen): „Nur nicht mit Schleppe? Du scheinst mir nicht recht klug, mein lieber Arthur!“

Die Schwägerin (beschwörend): „Bedenk doch Bruder . . .“

Der Herr Gemahl (hält sich die Ohren zu): „Ich den' ja schon, — ich den' ja schon — es ist doch ein Promenadentkleid. Willst Du denn etwa auch die Strahe seggen? Bazillen jagen?“

Die Damen (voll Entrüstung): „Die Strahen seggen? Bazillen jagen?“

Die Schwägerin: „Man trägt doch keine Schleppe in der Sand.“

Der Herr Gemahl: „Ach so, weil man sonst nichts zu tragen hat.“

Die älteste Verkäuferin (im Tone der Ueberredung): „Es ist doch aber Mode. Man kann doch gar nicht ohne Schleppe gehen.“

Die etwas jüngere Verkäuferin: „Und gerade gnäd'ge Frau, mein Herr, — wo gnäd'ge Frau schon etwas klein ist! Die Schleppe verlängert die Figur.“

Die Dame: „Das mein' ich auch.“ (Sie dreht und wendet sich vor dem Spiegel.) „Verlängert die Figur, ja wohl...“ (einen belehrenden Ton annehmend) „und überhaupt der weiche Fall der Wolle, der Faltenwurf, das ist der Faltenwurf der Griechen, den giebt uns nur die Schleppe.“

Die Schwägerin (indem sie ihre eigne Schleppe höchst „malerisch“ drapiert mit schwärmerischem Kopfnicken): „Ja wohl, der Faltenwurf, das Weiche, Fließende, das giebt uns nur die Schleppe. Die Schleppe ist das wahrhaft Schöne an der modernen Frauen-tracht. Das schöne Frauenkleid schreibt nach der Schleppe. Die Schleppe ist die Krone der Weiblichkeit...“

Der Herr Gemahl (mit einem Blick nach oben): „Ich kann verstaubte Kleiderräume und durchstohene Kanten nicht gerade sehr ästhetisch finden.“

Die Dame (beinahe weinend): „Du bist recht häßlich, Arthur, als ob ich schmutzig und zerrissen ginge!“

Der Herr Gemahl (voll Zorn): „Das habe ich ja gar nicht gesagt. Kehre einem nicht das Wort im Munde um!“

Die Dame: „Nun fängst Du auch noch an zu zanken. Ich geh' nie wieder mit Dir einkaufen. Du mußt mir jedes Kleid ver-eckeln... Und jetzt mehm' ich es doch... Sie können es mir ein-paden, Fräulein!... Aber mit Dir einkaufen gehen, Arthur?... Nie wieder! Nie wieder!“ (Sie schluchzt in ihr Taschentuch.)

Zeit: Herbst. 1904. Ort der Handlung und Personen: wie vorher.

Die Dame (steht vor dem Pfeilerspiegel, sie trägt ein Jaden-Loftium mit „suffreiem“ Rod. Er reicht ihr knapp bis an die Knöchel, sie sieht aus wie eine dicke Kirchenglocke mit einem Stengel d'r an, ist aber sehr begeistert): „Rein, wie entzückend! Rein, wie fesch! Nun sagt doch selbst, seh ich nicht gut und fesch aus? Es sieht mir doch brillant!“

Die Schwägerin: „Brillant, brilliant!“

Die Verkäuferinnen (einstimmig): „Gnädige Frau sieht prächtig aus! Gnädige Frau darf gar nichts andres tragen!“

Der Herr Gemahl: „Der Rod muß bloß ein Endchen länger sein.“

Die Damen (unifono): „Länger?“

Der Herr Gemahl: „Der Rod muß wenigstens bis an die Erde reichen; er braucht ja doch nicht aufzustoßen.“

Die Damen (unifono): „Bis an die Erde? Der Rod bis an — die Erde reichen?“

Die Dame (voll Entrüstung): „Ich soll mit einem langen Rod gehen? Am Ende gar mit einem Schlepprod?“

Der Herr Gemahl (abwehrend): „Na — na, um Himmels willen nicht! Nur muß der Rod vernünftig lang sein. Das ist ja ein richtiger Hopsarod. Du siehst aus wie eine Springerin.“

Die Damen (unifono empört): „Hopsarod.“ „Springerin.“

(Alle durcheinander): „Solch kurzer Rod giebt doch Figur...“ „Ich bitte Sie, mein Herr, wer wird denn lange Röde tragen?“ „Mein Mensch trägt lange Röde mehr.“

Die Dame: „Abscheulich waren die langen Röde, diese Schleppen, diese häßliche Pumpelei.“

Der Herr Gemahl: „Ja ja.“

Die Schwägerin: „Und wenn man schon Palette trug, sollte man auch noch die Schleppe tragen.“

Der Herr Gemahl: „Ja ja.“

Die Dame (eifrig): „Und allen Staub bekam man in das Kleid, und alle Krankheitskeime nahm man mit.“

Der Herr Gemahl: „Ja, ja.“

Die älteste Verkäuferin: „Man trägt die Röde wirklich jetzt so kurz, mein Herr.“

Die etwas jüngere Verkäuferin: „Und grade, gnädige Frau, mein Herr, wo gnädige Frau etwas klein ist. Der kurze Rod macht die Gestalt recht zierlich!“

Die Dame: „Das meine ich auch.“ (Sie dreht sich vor dem Spiegel.) „Macht die Gestalt erst zierlich — ja — und über-haupt beim kurzen Rod sieht man erst unsre kleinen Füße.“

Die Schwägerin (indem sie ihren eignen Fuß hervorstreckt, begeistert): „Wer wird denn auch noch lange Röde tragen? Im kurzen Rod liegt erst die Freiheit der Frau. Der kurze Rod giebt uns Bewegungsmöglichkeit. Der kurze Rod ist das Gewand — der vernünftigen Frau.“

Der Herr Gemahl: „Ja — ja!“

Die Dame (ärgerlich): „Was soll denn das „Ja, ja!“ Arthur? Fängst Du schon wieder an in Deiner Art und Weise?“

Der Herr (scheinheilig): „Das fällt mir ja durchaus nicht ein, Geliebteste. Laß Dir den Rod noch kürzer schneiden, vielleicht bis an die Knie...“

Die Dame (macht drohend einen Schritt auf ihn zu): „Arthur — jetzt habe ich aber wirklich genug! Und wenn ich selbst mit dem auskommen muß, was Du für meine Toilette ansetzt, und wenn Du nicht dabei bist zum Zulegen, ich nehme Dich be-stimmt nicht wieder mit zum Einkaufen — bestimmt nicht wieder!“ — box.

Kleines feuilleton.

e. s. Ausstellung von Sigmöbeln im Kunstgewerbemuseum. Im Richtig des Museums ist jetzt eine reichhaltige Uebersicht vorbildlicher Typen von Sigmöbeln aller Zeiten und Völker ausgestellt.

Eine solche Sammlung, die die Objekte selbst vor Augen bringt, hat mehr Wert als umfangreiche, gelehrte Werke. In diesen finden wir die Abstraktionen, die Lehren, die ein einzelner Kopf daraus zog. Hier aber stehen wir den Dingen direkt gegenüber, und es ist uns Gelegenheit gegeben, unsre Lehren uns selber anzumerken. Die ge-lehrten Werke bleiben in Fachkreisen. Eine Ausstellung wie diese, die außer vormittags noch in den Abendstunden geöffnet ist, wendet sich an das ganze Publikum; den Handwerkern ist Gelegenheit ge-geben, sich über Vergangenheit und Gegenwart ihrer Kunst zu orientieren. Gerade auf diese Weise kann sich an der Hand der guten Vorbilder durch Publikum und Handwerk leicht eine neue Tradition bilden, die sich auf dem Geleisteten sicher und fest aufbaut und aus dem Vielfachen, Neuen überlegend das für kleine Kreise Brauchbare auswählt. Möge diese Gelegenheit wahrgenommen werden!

Gerade heute, wo wir in andren Kunstsalons den bizarren Formen der Sigmöbel begegnen, ist solche Uebersicht, die uns zwanglos von den fernsten Zeiten zur Gegenwart hinüberleitet, beinahe von aktuellem Interesse und notwendiger Bedeutung. Ja, sie ist höher einzuschätzen als die Darbietungen vieler Kunstsalons. Denn da sehen wir die Launen der Gegenwart, die sich oft ziellos austoben. Hier aber begegnen wir der harten Notwendigkeit, die in geschicht-licher Entwicklung ihren Weg ging. Und während die Ausstellungen der Salons den oft zweifelhaften Interessen kleiner Kreise dienen, richtet sich eine solche Musterausstellung, arrangiert von Leuten, die der Vergangenheit und der Gegenwart gerecht werden wollen, an die weitesten Kreise. Sie kann es, denn sie verfügt über andre Mittel und Fähigkeiten. Es ist gut, daß diese Aufgabe von einer Museumsleitung energisch ins Auge gefaßt wird. Damit kann der Entwicklung unmerklich nachdrücklicher gedient werden, als tausend Neben, Vorträge und gedruckte Erörterungen es vermögen.

Die übersichtliche Gruppierung des Stoffes legt Zeugnis davon ab, daß eine sachkundige Hand hier waltete. Nicht zu oft finden wir bei einer Museumsleitung so reichlich dieses energische Eintreten für Gegenwartsiinteressen. Meist überwiegt ein antiquarisches Interesse und jenes üble Uebermaß von Belehrenswollen, das nicht fruchtbar sich mit den Dingen verbindet. Hier aber spüren wir jenes gemeinsame Hand in Hand gehen, eine feine und vornehme Ruhe, die die Dinge reden lassen will. Eine vorbildliche Art, die Schätze der Museen direkt und ohne engherzig-gelehrte Begrenzung der Allgemeinheit dienstbar zu machen.

Leicht findet man sich in den großen geschichtlichen Gruppen zu-recht. Von den einfachen und primitiven Bauernmöbeln ausgehend, die schmudlos, aber nicht ohne farbigen und formalen Reiz das Ein-fach-Notwendige und Anfängliche hervorleuchten — namentlich heftige und weisfährige Stühle prägen sich unwillkürlich ein — kommen wir zu den Sigmöbeln der Gotik und Renaissance, die ja bis vor kurzem und auch jetzt noch mit ihrem Ueberfluß an Schmud- und Schnörkel-werk vorbildlich für uns waren. Reichgezeichnete Ehorstühle, ein Abstuhl mit entsprechenden Diatonsensitzen, schwere, hochlehni-gte Sessel, steif und nur mit vereinten Kräften transportierbar, wuchtig ausladende Bänke von wahrhaft riesenhaften Dimensionen, deren Siseinfassung zu gleicher Zeit als Truhe diente.

Eine andre Gruppe umfaßt die Sigmöbel des Rokoko, Empire und der Wiedermeierzeit. Die einfachen Formen sind hier leicht und gewunden geworden. Die Schwere hat sich verflüchtigt. Das Schnörkelwerk der Renaissance ist verschwunden und die Form selbst ist Schmud, das heißt es sind nicht Ornamente an Lehne, Rücken oder Beinen angehäuft, sondern die Führung der Linien des Holz-materials ist das Ausschlaggebende.

In der dritten Gruppe finden wir moderne Möbel. Hier ist das Organische, das Notwendige noch energischer betont. Die amerika-nischen Stühle sind vielfach Vorbild. Sie sind widerstandsfähig, praktisch und prägen sich in ihren klaren Formen leicht ein. Neben-her gehen dann die Einflüsse der vergangenen Zeiten, deren einzelne Noten unsicher zu verfolgen sind. Immerhin sehen wir schon jetzt bei Vergleichung des ganzen Materials, daß unsre Gegenwart ihre eigne Form schafft. Form und Farbe, Holz und Stoff werden eigen-artig und neu verwendet. Und gerade in dem phantastischen Ver-wenden sonst nicht zu diesem Zweck gebrauchter Stoffe leisten die Künstler Tüchtiges. Es fällt in dieser Richtung ein Stuhl von Willt Drehler auf, dessen Holz grau-blau getönt ist, dessen Stoffbekleidung der Sisefläche aus französischem Militärtuch besteht, ein etwas dunkleres Grau-blau zeigend, als das Holz.

Eine andre Reihe amerikanischer Stühle zeigt leichte, einfach geschwungene Lehnen, dunkle Stoffbekleidung. Ueberhaupt bemerkt man, wie sehr es darauf ankommt, welchen Zwecken der Stuhl dienen soll. Ein Arbeitsstuhl wird anders aussehen müssen, als ein Stuhl für ein Eßzimmer. Dieser wieder anders als der Stuhl eines Empfangsraums. Es wird die Aufgabe der Künstler sein, diese Zwecke energischer zu betonen und den verschiedenen Kreisen dabei Rechnung zu tragen.

Die Wiener Möbellekunst verwendet vielfach Strohgeflecht in Ver-bindung mit weißgetöntem und hellbraunem Holz. Ein Stuhl von Peter Behrens verwendet geschid japanisches Strohgeflecht.

Von diesen der praktischen Schönheit resolut zustrebenden Möbeln unterscheidet sich die französische Kunst. Sie möchte reizvoll leuchtende Linien sehen, sie steht unter dem Einfluß der prunkenden Möbel, die wir in französischen Schlössern finden. George de Feure ist ein Beispiel für das Wiedererleben dieser Tradition. Er giebt ein zartgrau gehaltenes Sofa, dessen Holzleisten (in Gold) sich ge-schmackvoll schwingen und weiten.

Eine kleine Sammlung exotischer Stühle — Tempelsessel, ja-

panische Badmöbel, persische Schemel mit eingeleger Arbeit, chinesische Thronesessel, afrikanische Hocker mit seltsamen Schnörkeln und Nachbildungen menschlicher Formen — nebst kleinen Modellen von Stücken, die nicht im Original vertreten sind, vervollständigt die Uebersicht. Vielleicht hätte die primitive Kunst zahlreicher vertreten sein können. Bauernmöbel giebt es in unsren Museen so zahlreich, und viel brauchbare Motive sind da zu entnehmen. Doch hätte sich dann der Rahmen sehr erweitert. Die Bauernkunst ist auf diesem Gebiet — sie hätte vielleicht mehr Anregung für billige Gebrauchsmöbel geben können, dies hier sind meist Luxusmöbel — sehr lebhaft thätig gewesen und jeder Landstrich hat da seine Besonderheiten. Auch die nordische Kunst ist nicht hinreichend vertreten. Es wird das Hauptgewicht auf die in der Kunstgeschichte festgelegten Hauptepochen gelegt, während unsre modernsten Künstler gerade in richtigem Instinkt Verührung mit der lebhaftesten Bauernkunst suchen. Sie wollen weniger seltene Luxusexemplare schaffen, als handfeste, brauchbare Möbel, die ihren Siegeszug ins einfache Haus antreten können, die einfach sind und doch schön. In dieser Hinsicht hat die Verwaltung vielleicht zu viel Gewicht ausschließlich auf die Luxusmöbel gelegt. Freilich läßt sich da wieder richtig einwenden: nur in den besten Exemplaren konzentriert sich die typische Form einer Erscheinung. Ein Museum sollte jedoch den Stich ins Elegante den Kunstsalons, die auf reiche Käufer spekulieren, überlassen und mehr das Handwerkliche, Solide, Einfache betonen. Schöne Möbel bekommen wir in den Salons oft genug zu sehen. Eine reichhaltige Sammlung der Formen der Bauernmöbel, wie sie noch jetzt allenthalben so mannigfaltig in Deutschland, England, Norwegen, Rußland, ganz verschieden in jedem Bezirk sich erhalten haben, wäre von großer Bedeutung gewesen. Die Kunst der niederen Schichten ist allerdings oft Nachahmung. Und die Verwaltung denkt richtig, wenn sie hofft, durch Ausstellung guter Vorbilder das Handwerk zu beeinflussen. Über dieses einfache Handwerk war früher einmal selbständig und originell und gab selbst aus eigenem Neuz.

Es liegen auch Bücher aus, die die geschichtliche Entwicklung der Möbelkunst schildern. Unter ihnen fallen die umfangreichen Tafeln, die von Professor Gotth. Meyer herabgegeben werden, durch die Schönte und ungenaue, in unsrer Zeit, wo die Reproduktionstechnik auf so hoher Stufe steht, unbegreiflich oberflächliche Ausführung auf.

ss. Die neue Kriegspychologie. Man hat geglaubt, der Krieg würde durch den Uebergang vom Nahkampf in den Fernkampf einen Teil seines grausamen, nervenzerrüttenden Charakters verlieren. Und in der That: welsch ein Unterschied zwischen der Gefechtsart der homerischen Helden, der römischen Legionen oder auch noch der mittelalterlichen Heere Brust an Brust und dem heutigen Kampf mit Kleinкалиbrigen Geschossen, Granaten und Schrapnells auf Entfernungen von Hunderten und Tausenden von Metern. Unwillkürlich stellt man sich vor, daß der Kampf Mann gegen Mann eine weit größere Rohheit des Einzelnen bedingte als das Laden und Abfeuern des weitrtragenden Gewehrs, denn zu Kavalleriekämpfen und Bajonnetgefechten soll es ja nach der Theorie im modernen Krieg überhaupt nicht mehr kommen. Der ostasiatische Krieg hat bewiesen, daß jene Auffassung größtenteils irrig gewesen ist. Der Krieg ist eine Schlächtereie geblieben, nur die Art hat sich verändert. Heute werden die Schlachten und die Minenerplosionen wie Erdbeben und Vulkanausbrüche auf den Menschen. Das Element des persönlichen Muts in klassischem Sinn kommt fast ganz in Fortfall, denn die Gefahr und auch der Tod selbst haben neue, seltsame Formen angenommen. Unse seelische Verfassung hat sich diesem neuen Gesicht der Kriegsfurie noch nicht angepaßt. Ein großes Kriegsschiff, das in weniger als 2 Minuten mit 800 Mann an Bord spurlos versinkt; ein Gefecht, in dem 104 von 107 Pferden getötet werden; ein Sturm, bei dem die Angreifer bis auf den letzten Mann fallen; ein Angriff über ein Gelände, in dem die Soldaten bewußt von 1500 Minen bedroht werden — das sind Episoden des modernen Kriegs, die sich in ihren Wirkungen auf den Menschen nur mit Katastrophen durch Naturkräfte vergleichen lassen. Damit muß selbstverständlich auch der Einfluß des Kriegs auf die Nerven der Soldaten ein ganz anderer und zwar, wie schon angedeutet wurde, noch ganz ungewohnter und unerträglich geworden sein. Jeder Arzt weiß, daß vulkanische Eruptionen und starke Erdbeben immer eine Art Epidemie mehr oder weniger schwerer Nervenerkrankungen bei den Ueberlebenden herbeiführen, und die Gemütsverfassung derer, die aus dem Untergang des „Warjag“, des „Petropawlowsk“, der „Hatsuse“ gerettet wurden, war ganz ähnlich den durch natürliche Katastrophen erregten Nerven- und Geisteskrankheiten. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß auf dem modernen Kriegsschauplatz bald ebenso viel Nervenärzte wie Chirurgen nötig sein werden. Dr. Jacoby in Orel, von dem dieser Hinweis ausgegangen ist, hat es schon durchgeföhrt, daß durch Vermittlung des russischen Roten Kreuzes hinter der Front wenigstens einige Baracken und Zelte zur Aufnahme von schwer nervenkranken Soldaten geschaffen worden sind, wo sie abgesperrt werden, sich beruhigen können und vor allem auch nicht anstehend auf den noch brauchbaren Teil der Truppen wirken. Es ist wahrscheinlich gar nicht wieder gut zu machen, daß nicht von vornherein tüchtige Nervenärzte auf den Kriegsschauplatz geschickt worden sind. Der moderne Krieg erzeugt gewiß ganz neue Krankheitsformen, wie ja auch die moderne Industrie solche geschaffen hat. Jene mühten studiert werden wie diese, und zwar so bald und gründlich wie möglich, sonst stehen die Aerzte bei dem nächsten Krieg in vielen Fällen, wo ihre Kunst am

nötigsten wäre, ratlos da. Auf den Schlachtfeldern in der Mandschurei haben sich alle verhängnisvollen Kräfte des Kriegs voll entfaltet, und die beiden dort kämpfenden Heere haben das traurige Privileg, die neuen psychologischen und psychopathischen Wirkungen der modernen Kriegführung, die an den Betrieb einer mit den neuesten Mitteln arbeitenden Großschlächtereie erinnert, der Welt vor Augen zu führen. —

— Die Weininseln Nord- und Mitteldeutschlands bespricht Dr. Jos. Reindl in den „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München“ (Bd. I, 1904). Die Ursache des Zurückganges der Weinkulturen sieht er hauptsächlich in der seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts immerfort zunehmenden Einfuhr besserer Fremdwine. Die verbesserten Verkehrsverhältnisse machten die Zufuhr der billigen Sorten aus beborzugten Weingebenden nicht mehr so kostspielig wie früher. Auch in dem Bier und dem Brauntwein erwachsen für den nordischen Landwein gefährliche Konkurrenten. Unter den Gegnern des Weinstodes aus den Reihen der heimischen Pflanzenwelt sind vor allem die Obstbäume zu nennen, die mehr und mehr nach dem 30jährigen Kriege den Weingärten den Garaus machten. In Posen verdrängte die Hopfenpflanze weite Strecken der Weinfelder, und für Sachsen ist charakteristisch, daß auf den ehemaligen Weinkulturen vielfach große Anlagen von Kirchbäumen, Johannis-, Stachel-, Himbeeren und Erdbeeren stehen. Weitere Faktoren, welche den Zurückgang der nordischen Weinpflanzungen beschleunigten, waren Unsicherheit des Eigentums in den Weinbergen, die mangelhafte Art und Weise der Kultur, dann das veraltete Verfahren bei der Bereitung und Aufbewahrung des Weines. Vor dem 30jährigen Kriege war die Pflege des Weinstodes großartig zu nennen und die Kelterung zeitgemäß, nachher verfielen beide rapide. Auch die Einführung des Protestantismus in Norddeutschland schmälerte den einheimischen Weinbau in großem Maßstabe, denn die Klöster, welche gerade ehemals so große Sorgfalt auf ihre Weinberge verwandten, verschwanden. In neuerer Zeit schädigte dann die noch vorhandenen Weinkulturen, namentlich die thüringischen und sächsischen, die Nebel- und Frostschäden. Aber man muß auch sagen, daß Nord- und Mitteldeutschland niemals das Klima, wenigstens nicht das geeignete Klima, für den Weinbau boten. Was den Verlauf der Nordgrenze der Rebe in Deutschland betrifft, so liegt diese Linie weiter nördlicher, als man im allgemeinen annimmt oder in den geographischen Lehr- und Handbüchern angegeben findet. Die Rebe erreicht in Deutschland noch den 53. Grad nördlicher Breite. Auch im Osten unsres Vaterlandes läuft die Weingrenze nicht, wie man bisher allgemein gedruckt sieht, der Oder entlang nach Süden, sondern sie verläßt Deutschland erst unter 52 Grad 10 Minuten nördlicher Breite. — („Globus“).

Humoristisches.

— Das Kleinere Uebel. „Ja was fehlt Ihnen denn, Herr Gnanzerl? Sie scheinen ja auch nicht wohl zu sein!“
 „Kopfweg hab' ich zum rasend werden!“
 „Sind S' froh, daß's Ihnen nicht geht wie mir! Ich hab' ja h n weh! Ihre Frau Gemahlin kann doch wenigstens nicht gut verlangen, daß Sie sich ihn reißen lassen!“ —
 — Der verliebte Karikaturenzeichner. Braut (stolz): „... Ich versichere Dir, Rosa, mein Bräutigam liebt mich so sehr, daß er keinen Tag vergehen läßt, ohne eine Karikatur von mir zu zeichnen!“ —
 — Der Pantoffelheld. „Wie ist das nur möglich, daß Deine Frau über Dein verspätetes Nachhausekommen aufwachen konnte?“
 „Ach, ich sag' Dir... sie ist eben zu schlau! Schnupftabak hat sie mir aufs Kopfkissen gestreut!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der alle drei Jahre zur Verteilung gelangende Preis für dramatische Litteratur in niederländischer Sprache ist diesmal einstimmig Raphael Vorbulst für sein Drama „Jesus der Nazarener“ zuerkannt worden. —
 — Georg Hirschfelds Drama „Nebeneinander“ hat bei der Erstaufführung im Hamburger deutschen Schauspielhaus Erfolg gehabt. Auch in Breslau (Lobe-Theater) hat das Stück sehr gefallen. —
 — Die philharmonischen Konzerte in New York werden im kommenden Winter von folgenden Gastdirigenten geleitet werden: Colonne-Paris, Kogel-Frankfurt, Pauzner-Bremen, Sasonov-Moskau und Weingartner. —
 — „Anatole“, eine neue Zeitschrift für Orientforschung, erscheint im Verlage von Max Müller (Freienwalde a. D. und Leipzig). Herausgeber ist Dr. Waldemar Belk. Das Blatt kommt in zwanglosen Heften heraus. —
 — Amerikanische Journalistengehälter. Aus New York wird berichtet, daß einem zur Zeit sehr beliebten Humoristen vom „Herald“ für einen wöchentlichen Artikel im Jahr 10 000 Dollar gezahlt wurden. Jetzt ist der Mann zum „World“ übergegangen, der ihn mit 12 000 Dollar honoriert. —